

Daniel Hunter hat sich in London als Anwalt einen Namen gemacht. Als er die Verteidigung des elfjährigen Sebastian übernimmt, sieht es nicht gut aus für den Jungen. Er ist des brutalen Mordes an einem jüngeren Spielkameraden angeklagt, doch Sebastian beteuert seine Unschuld. Und Daniel glaubt ihm. Denn das Gefühl, am Abgrund zu stehen, kennt Daniel aus seiner eigenen Kindheit: Nur dank seiner Pflegemutter Minnie ist er nicht auf die schiefe Bahn geraten. Als er von Minnies Tod erfährt, holt ihn die Vergangenheit wieder ein. Je mehr Daniel vor Gericht für Sebastian kämpft, desto mehr verschwimmen die Grenzen zwischen damals und heute, zwischen Schuld und Unschuld.

LISA BALLANTYNE, wurde 1975 in Armsdale, Schottland geboren, wo sie Englische Literatur studierte. Sie hat einige Jahre in China gelebt, wo sie in den Bereichen Internationale Entwicklung und Bildung tätig war. 2002 kehrte sie in ihre Heimat zurück, um an der Universität Glasgow zu unterrichten.

Lisa Ballantynes Debütroman »Der Schuldige« war ein internationaler Erfolg und ist in 20 Ländern erschienen.

Lisa Ballantyne

Der Schuldige

Roman

*Aus dem Englischen
von Benjamin Schwarz*

btb

Die Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel
»The Guilty One« bei Piatkus, London.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte
Papier *Lux Cream* liefert Stora Enso, Finnland.

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe Dezember 2015,
btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Copyright © 2012 by Lisa Balantyne

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2014 by btb Verlag
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Umschlaggestaltung: semper smile, München
Umschlagmotiv: © plainpicture/Robert Harding; Shutterstock/
Olivier Le Queinec; Shutterstock/Honza Krej; Shutterstock/
Pakhnyushchy

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

MK · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-71300-4

www.btb-verlag.de

www.facebook.com/btbverlag

Besuchen Sie auch unseren LiteraturBlog www.transatlantik.de

Für meine Familie

*»Eine Seele voller Dunkelheit sündigt,
aber der wahre Sünder ist
der Verursacher der Dunkelheit.«*

Victor Hugo, *Les Misérables*

VERBRECHEN

1

Kleiner Junge im Barnard Park tot aufgefunden.

Die Luft roch nach Schießpulver, als Daniel aus der U-Bahn-Station Angel kam und sich zum Polizeirevier Islington auf den Weg machte. Es war Hochsommer, kein Lüftchen regte sich, und der Mond glitt unsichtbar über einen bleichen, aufgewühlten Himmel. Der Tag war wie aufgeladen, als würde er jeden Moment explodieren.

Als er in die Liverpool Road einbog, begann es zu donnern, dann fielen dicke Regentropfen, tadelnd, züchtigend. Er schlug seinen Kragen hoch und rannte um letzte Kunden herum rasch an den Supermärkten Waitrose und Sainsbury vorbei. Daniel war Läufer, und die Anspannung in seiner Brust oder seinen Beinen spürte er nicht, selbst als der Regen heftiger fiel und die Schultern und den Rücken seines Jacketts durchnässte, woraufhin er nur noch schneller lief.

Im Revier schüttelte er das Wasser aus seinen Haaren, fuhr sich mit einer Hand über das Gesicht und wischte den Regen von seiner Aktentasche. Als er seinen Namen nannte, beschlug die Glasscheibe, die ihn von dem Pförtner trennte.

Der diensthabende Beamte, Sergeant Turner, wartete bereits auf ihn und reichte ihm eine trockene Hand. In dem Dienstzimmer zog Daniel sein Jackett aus und hängte es über die Stuhllehne.

»Sie sind schnell hergekommen«, begann Turner.

Automatisch schob ihm Daniel seine Visitenkarte über den Schreibtisch. Er war oft in Londoner Polizeirevieren, aber in dem in Islington war er noch nie gewesen.

»Partner von Harvey, Hunter und Steele?«, sagte der Beamte und lächelte.

»Ich höre, es handelt sich um einen Jugendlichen?«

»Sebastian ist elf Jahre alt.«

Der Sergeant sah Daniel an, als suche er in dessen Gesicht eine Antwort. Daniel hatte sein Leben lang all seine Reaktionen perfektioniert und wusste, dass seinen dunkelbraunen Augen nichts zu entnehmen war, als er den Blick des Kriminalbeamten erwiderte.

Daniel war ein erfahrener Verteidiger jugendlicher Straftäter: als Anwalt hatte er Fünfzehnjährige, die beschuldigt wurden, Kumpels der eigenen Gang erschossen zu haben, und mehrere andere Halbwüchsige wegen Raubtaten im Drogenmilieu verteidigt. Aber nie ein richtiges Kind – nie einen kleinen Jungen. Er hatte überhaupt nur sehr wenig Kontakt zu Kindern gehabt. Sein einziger Anhaltspunkt waren seine eigenen Erfahrungen als Kind.

»Er ist doch nicht verhaftet, oder?«, fragte Daniel den Beamten.

»Im Augenblick noch nicht, aber irgendwas stimmt da nicht. Sie werden ja selber sehen. Er weiß genau, was mit diesem kleinen Jungen passiert ist ... Ich spüre das. Erst nachdem wir Sie angerufen haben, haben wir seine Mutter erreicht. Sie ist vor ungefähr zwanzig Minuten hergekommen. Sie sagt, sie war die ganze Zeit zu Hause, aber es ging ihr nicht gut, und sie hätte erst vor Kurzem die Nachricht erhalten. Wir haben eine Hausdurchsuchung beantragt.«

Daniel bemerkte, wie Turners gerötete Wangen nachdrücklich nach unten sackten.

»Er steht also wirklich unter Mordverdacht?«

»Genau das, verdammt noch mal.«

Daniel seufzte und zog einen Schreibblock aus seiner Aktentasche. Er fröstelte ein wenig in seinen feuchten Kleidern, während er sich notierte, was der Polizeibeamte in Kürze von dem Verbrechen, den Zeugen und den Einzelheiten der Vernehmung des Kindes bis dahin zu berichten hatte.

Sebastian wurde im Zusammenhang mit der Entdeckung der Leiche eines anderen Kindes befragt. Der kleine Junge, den man tot aufgefunden hatte, hieß Ben Stokes. Er war am Sonntagnachmittag in einer zugewucherten Ecke des Abenteuerspielplatzes im Barnard Park offensichtlich erschlagen worden. Ein Backstein war ihm ins Gesicht geschmettert worden und hatte die Augenhöhle zertrümmert. Mit diesem Ziegelstein und Zweigen und Laub hatte der Angreifer das zerschlagene Gesicht zugedeckt. Die Leiche war unter dem hölzernen Spielhaus in der Ecke des Parks versteckt worden, und hier hatte sie am Montagmorgen einer der jungen Arbeiter gefunden, die den Abenteuerspielplatz betreuten.

»Bens Mutter meldete ihren Sohn am frühen Sonntagabend vermisst«, sagte Turner. »Sie gab an, der Junge wäre am Nachmittag nach draußen gegangen, um auf dem Bürgersteig des Richmond Crescent Fahrrad zu fahren. Er hatte nicht die Erlaubnis, die kleine Straße zu verlassen, aber als sie zur Kontrolle mal nach draußen sah, war von ihm nichts zu sehen.«

»Und Sie haben diesen Jungen zum Verhör mitgenommen, weil ...?«

»Nach dem Auffinden der Leiche postierten wir einen Einsatzwagen in der Barnsbury Road. Ein Mann aus der Nachbarschaft berichtete, er hätte im Barnard Park zwei kleine Jungen sich prügeln sehen. Auf einen der Jungen passte die Beschreibung von Ben. Er sagte, er hätte den Jungen zugerufen, sie sollten aufhören, und der andere Junge habe ihn angelächelt – und gesagt, sie spielten doch nur. Als wir uns an Bens Mutter mit

der Beschreibung des anderen Jungen wandten, nannte sie Sebastian Croll – den Jungen da drinnen –, der von den Stokes' nur ein paar Türen weiter wohnt. Sebastian war im Richmond Crescent allein zu Hause – das dachten wir jedenfalls –, als heute Nachmittag um vier zwei Beamte dort vorbeischauten. Sebastian erzählte den Beamten, seine Mutter wäre nicht da und sein Vater sei auf Geschäftsreise im Ausland. Wir trieben einen geeigneten Sozialarbeiter auf und nahmen ihn wenig später mit aufs Revier. Von Anfang an war klar, dass er etwas verbarg – der Sozialarbeiter bestand darauf, dass ein Anwalt hinzugezogen würde.«

Daniel nickte und klappte seinen Schreibblock zu.

»Ich bringe Sie hin«, sagte Turner.

Auf dem Weg zum Vernehmungszimmer fühlte Daniel, wie ihn die vertraute Klaustrophobie bedrückte, die er von Polizeirevieren kannte. Die Wände waren mit amtlichen Bekanntmachungen über Alkohol am Steuer, Drogen und häusliche Gewalt vollgeklebt. Alle Jalousien waren heruntergelassen und dreckig.

Das Vernehmungszimmer war fensterlos. Die Wände waren blassgrün gestrichen und völlig kahl. Sebastian saß unmittelbar vor ihm. Die Polizei hatte dem Jungen die Kleider abgenommen, und er trug jetzt einen weißen Papieranzug, der knisterte, wenn er sich auf seinem Stuhl bewegte. Der viel zu große Anzug ließ den Jungen noch kleiner und verletzlicher erscheinen – jünger als elf. Er war auffallend hübsch, fast wie ein kleines Mädchen, mit einem breiten herzförmigen Gesicht, schmalen roten Lippen und großen grünen intelligenten Augen. Seine sehr helle Haut war quer über die Nase mit Sommersprossen gesprenkelt. Sein Haar war dunkelbraun und ordentlich geschnitten. Er lächelte Daniel an, der das Lächeln erwiderte. Das Kind erschien so jung, dass Daniel fast nicht wusste, wie er mit ihm reden sollte, und alles daran setzte, um seinen Schreck zu verbergen.

Sergeant Turner begann das gegenseitige Bekanntmachen. Er war ein hochgewachsener Mann – größer noch als Daniel – und erschien zu groß für den kleinen Raum. Er beugte sich nach unten, als er Daniel Sebastians Mutter, Charlotte, vorstellte.

»Vielen Dank, dass Sie gekommen sind«, sagte Charlotte.
»Sehr nett von Ihnen.«

Daniel antwortete Charlotte mit einem Nicken und wandte sich ihrem Sohn zu.

»Du bist sicherlich Sebastian?«, sagte er, setzte sich und öffnete seine Aktentasche.

»Ja, stimmt. Sie können mich ruhig Seb nennen, wenn Sie wollen.«

Daniel war erleichtert, dass der Junge so offen schien.

»In Ordnung, Seb. Freue mich, dich kennenzulernen.«

»Ich freue mich auch. Sie sind mein Anwalt, stimmt's?« Sebastian grinste, und Daniel zog eine Augenbraue hoch. Der Junge würde sein jüngster Mandant sein, aber so, wie er sich ausdrückte, erschien er selbstbewusster als andere Jugendliche, die er verteidigt hatte. Sebastians suchende grüne Augen und seine aufgekratzte, artige Redeweise entwaffneten ihn. Der Schmuck der Mutter schien mehr zu wiegen als sie selbst; der Schnitt ihrer Garderobe war teuer. Die feinen Fingerknochen ihrer Hände bewegten sich wie Vögel, als sie Sebastians Bein streichelten.

Der Kleine muss unschuldig sein, dachte Daniel, als er seinen Aktenordner aufklappte.

Kaffee, Tee und Schokoladenkekse wurden hereingebracht, und Sergeant Turner ließ sie allein, damit Daniel ungestört seinen jungen Mandanten und dessen Mutter kennenlernte.

»Darf ich bitte einen haben?«, fragte Sebastian, während er seine sauberen, schlanken Finger, die denen seiner Mutter so ähnlich sahen, über den Keksen schweben ließ.

Daniel nickte und musste über die Höflichkeit des Jungen

lächeln. Er erinnerte sich, wie er als Problemkind durch die Erwachsenenwelt gekurvt war, und fühlte sich plötzlich verantwortlich für den Jungen. Er hängte sein noch immer feuchtes Jackett über die Stuhllehne und lockerte seine Krawatte.

Charlotte fuhr sich mit den Fingern durchs Haar. Sie hielt inne, um ihre manikürten Nägel einer Prüfung zu unterziehen, dann faltete sie die Hände. Daniels eigene Mutter hatte sehr lange Fingernägel gehabt, und solcherart abgelenkt zögerte er einen Moment.

»Entschuldigen Sie«, sagte sie, hob ihre dick geschminkten Lider und senkte sie wieder. »Wird das hier lange dauern? Ich müsste mal kurz nach draußen, um Sebs Vater anzurufen und ihm zu sagen, dass Sie da sind. Er ist in Hongkong, aber er bat, ihn auf dem Laufenden zu halten. Ich werde mal gleich rasch nach Hause laufen. Man hat mir gesagt, ich könnte Seb ein paar Kleider bringen, bevor sie mit dem Verhör weitermachen. Ich kann einfach nicht glauben, dass sie ihm *alle seine Kleider* weggenommen haben. Sie haben sogar eine DNA-Probe genommen – ich meine, ich war nicht mal hier ...«

Die Luft war erfüllt vom Geruch des nassen Leders seiner Aktentasche und dem schweren Duft von Charlottes Parfüm. Sebastian rieb sich die Hände und saß aufrecht da, als habe ihn Daniels Anwesenheit seltsam erregt. Er zog eine von Daniels Visitenkarten aus deren Schlitz in dem Aktendeckel und lehnte sich auf seinem Stuhl nach hinten, um sie zu bewundern.

»Eine schöne Karte. Sind Sie Teilhaber?«

»Ja.«

»Da werden Sie mich also hier rausholen können?«

»Dir wird bis jetzt nichts zur Last gelegt. Wir werden nur rasch deine Geschichte durchgehen, und dann hat die Polizei ein paar weitere Fragen an dich.«

»Die denken, ich habe dem Jungen wehgetan, aber ich nie.«

»Du meinst, du *hast es* niemals getan«, flüsterte Charlotte.
»Was habe ich dir dazu gesagt?«

Daniel zog, indem er insgeheim Charlottes deplatziertes Rüge zustimmte, die Augenbrauen zusammen.

»Okay, möchtest du mir also erzählen, was am Sonntagnachmittag passiert ist?«, fragte Daniel. Er machte sich Notizen, während der Junge seine Version von der Geschichte erzählte, wie er nach draußen gegangen war, um mit dem Nachbarjungen Ben Stokes zu spielen.

»Die Stokes' wohnen nur ein paar Häuser weiter«, fügte Charlotte hinzu. »Ab und zu spielen sie miteinander. Ben ist ein netter kleiner Junge, ziemlich helle, aber er ist ein bisschen jung für Sebastian.«

»Er ist erst acht«, sagte Sebastian, lächelte Daniel an und nickte, während er ihm direkt ins Gesicht sah. Er legte eine Hand vor seinen Mund, als wollte er ein Lachen unterdrücken.
»Oder sollte ich sagen, er *war* acht? Er ist ja jetzt tot, nicht?«

Daniel bemühte sich, bei Sebastians Worten nicht zusammenzuzucken.

»Findest du das komisch?«, fragte Daniel. Er blickte zu Sebastians Mutter hinüber, aber sie musterte gedankenverloren ihre Fingernägel, als hätte sie nichts gehört. »Weißt du, was ihm passiert ist?«

Sebastian schaute weg. »Ich denke, es könnte ihn jemand überfallen haben. Vielleicht ein Kinderschänder.«

»Warum sagst du das?«

»Na ja, sie haben mir alle diese Fragen gestellt. Sie denken, es ist ihm etwas passiert, nachdem ich ihn zum letzten Mal gesehen habe, und ich nehme an, wenn er tot ist, muss es ein Kinderschänder gewesen sein oder ein Massenmörder oder so was ...«

Daniel sah den Jungen stirnrunzelnd an, aber der wirkte völlig gelassen, als betrachte er Bens Schicksal lediglich als eine

intellektuelle Frage. Daniel drängte weiter und befragte Sebastian danach, was er gemacht habe, bevor und nachdem er am Tag zuvor nach Hause gekommen war. Der Junge äußerte sich klar und logisch.

»Okay«, sagte Daniel. Er hatte das Gefühl, als vertraue ihm der Junge. Er glaubte ihm. »Mrs. Croll?«

»Nennen Sie mich bitte Charlotte, meinen Ehenamen habe ich nie gemocht.«

»In Ordnung, Charlotte. Ich möchte nur auch Sie ein paar Dinge fragen, wenn das in Ordnung ist?«

»Natürlich.«

Daniel sah, dass sie auf ihren Zähnen etwas Lippenstift hatte, und als er sich ihr zuwandte, bemerkte er die Anspannung in ihrem kleinen Körper. Trotz der sorgfältigen Löckchen und dem präzisen Lidstrich wirkte die Haut um ihre Augen müde. Ihr Lächeln kostete sie eine Anstrengung. Wenn sie wüsste, dass sie Lippenstift auf ihren Zähnen hat, dachte Daniel, wäre sie erledigt.

»Als die Polizei heute Sebastian fand, war er allein zu Hause?«

»Nein, ich war auch da, habe aber geschlafen. Ich hatte Migräne und ein paar Tabletten dagegen genommen. Ich war total hin.«

»Als Sebastian mitgenommen wurde, sagte er dem Polizeibericht zufolge, dass er nicht wisse, wo Sie wären.«

»Oh, das war nur ein Witz. Das macht er öfter. Er veräppelt Leute gerne, verstehen Sie?«

»Ich hab sie bloß veräppelt«, wiederholte Sebastian eifrig.

»Die Polizei hatte keine Ahnung, wo Sie waren, deshalb forderte sie einen Sozialarbeiter an...«

»Wie gesagt«, entgegnete Charlotte ruhig, »ich habe ein bisschen geschlafen.«

Daniel biss die Zähne zusammen. Er fragte sich, was Charlotte verheimlichte. Er war sich über den Jungen sicherer als über dessen Mutter.

»Und am Sonntag, als Sebastian nach Hause kam, wo waren Sie da?«

»Ja, als er vom Spielen mit Ben heimkam, war ich zu Hause. Ich bin immer zu Hause ...«

»Und Sie haben nichts Seltsames bemerkt, als Sebastian nach Hause kam?«

»Nein, nicht im Geringsten. Er kam einfach rein und ... sah sich was im Fernsehen an, glaube ich.«

»Und um welche Uhrzeit ist er nach Hause gekommen?«

»Etwa um drei.«

»Na schön«, sagte Daniel. »Wie fühlst du dich, Seb? Hältst du die Befragung durch die Polizei noch ein bisschen länger aus?«

Charlotte drehte sich zu Sebastian um und legte ihren Arm um ihn. »Nun, es ist spät. Wir helfen ja sehr gern, aber vielleicht sollten wir es auf morgen verschieben.«

»Ich werde fragen«, sagte Daniel. »Ich kann ihnen sagen, dass er Ruhe braucht, aber vielleicht akzeptieren sie es nicht. Und falls sie einverstanden sind, lassen sie ihn möglicherweise nicht ohne Kautio n frei.«

»Kautio n? Was in aller Welt soll das?«, fragte Charlotte.

»Ich werde darum ersuchen, aber im Fall eines Mordes ist es unüblich.«

»Sebastian hat mit dieser Sache *nichts* zu tun«, sagte Charlotte, und die Sehnen an ihrem Hals spannten sich, als sie ihre Stimme erhob.

»Ist in Ordnung. Warten Sie hier.«

Es war fast neun Uhr abends, aber die Polizei war fest entschlossen, die Befragung fortzusetzen. Charlotte lief zum Richmond Crescent, um für ihren Sohn was zum Anziehen zu holen, und so konnte Sebastian aus seinem weißen Papieranzug in eine blaue Jogginghose und ein graues Sweatshirt wechseln. Dann wurde er wieder in das Vernehmungszimmer geführt.

Sebastian saß neben Daniel, seine Mutter auf der anderen Seite – am Ende des Tisches. Sergeant Turner saß Daniel gegenüber. Er wurde von einem zweiten Polizeibeamten begleitet, dem mürrischen Inspektor Black, der Sebastian gegenüber saß.

»Sebastian, du musst nichts sagen, aber es kann deiner Verteidigung schaden, wenn du jetzt etwas unerwähnt lässt, worauf du dich später vor Gericht stützen willst. Alles, was du sagst, kann als Beweis bewertet werden ...«

Sebastian schniefte, blickte zu Daniel hoch und zog die Ärmelbündchen seines Sweatshirts über seine Hände, während er den offiziellen Worten lauschte.

»Fühlst du dich jetzt wohl in deinen hübschen sauberen Sachen?«, fragte der Polizeibeamte. »Du weißt, warum wir dir deine Sachen weggenommen haben, nicht wahr, Seb?«

»Ja, Sie wollen nach gerichtsmedizinischen Beweisen suchen.«
Sebastian äußerte sich gemessen, klar und gelassen.

»Das stimmt. Was meinst du, was für Beweise wir finden werden?«

»Keine Ahnung.«

»Als wir dich heute Nachmittag abholten, hattest du ein paar Flecken auf deinen Turnschuhen, die wie Blut aussahen, Seb. Kannst du erklären, was das für Flecken waren?«

»Ich bin nicht sicher. Ich könnte mich beim Spielen geschrammt haben. Ich weiß nicht mehr. Oder es könnte Dreck gewesen sein ...«

Sergeant Turner räusperte sich. »Meinst du nicht, dass du dich daran erinnern könntest, wenn du dich so böse geschrammt hättest, dass auf deinen Schuhen Blutflecken zurückblieben?«

»Es käme darauf an.«

»Du meinst also, es ist Blut auf deinen Schuhen, aber du glaubst, das Blut ist dein eigenes?«, fuhr der Inspektor mit von Zigaretten verwüsteter Stimme fort.

»Nein, ich hab keine Ahnung, was das für Flecken sind. Wenn ich draußen spiele, mache ich mich ziemlich oft ein bisschen schmutzig. Ich wollte nur sagen, wenn es Blut ist, dann habe ich mich wahrscheinlich beim Spielen verletzt.«

»Wie sollte das passiert sein?«

»Indem ich vielleicht auf einen Stein gefallen oder von einem Baum gesprungen bin. Ein Ast könnte mich zerkratzt haben.«

»Bist du gestern oder heute öfter von Bäumen gesprungen?«

»Nein, ich habe meistens ferngesehen.«

»Du bist heute nicht zur Schule gegangen?«

»Nein, ich habe mich heute Morgen nicht sehr gut gefühlt. Mir hat der Bauch wehgetan, deshalb bin ich zu Hause geblieben.«

»Wusste dein Lehrer, dass du heute wegen Krankheit gefehlt hast?«

»Na ja, normalerweise läuft es so, dass man eine Entschuldigung mitbringt, wenn man das nächste Mal hingehet ...«

»Wenn du heute die ganze Zeit zu Hause warst, Sebastian, wie konnte dann das Blut auf deine Turnschuhe kommen?«, fragte Sergeant Turner und beugte sich nach vorn.

Daniel roch den abgestandenen Kaffee in dessen Atem.

»Könnte es Blut von gestern gewesen sein?«

»Wir wissen nicht, ob es sich um Blut auf seinen Schuhen handelt, Sergeant. Könnten Sie vielleicht Ihre Frage anders formulieren?«, sagte Daniel und zog dem Polizeibeamten gegenüber eine Augenbraue in die Höhe. Ihm war klar, dass sie versuchen würden, dem Jungen auf diese Weise eine Falle zu stellen.

Ungehalten fragte Turner: »Waren es dieselben Schuhe, die du am Sonntag getragen hast, Sebastian?«

»Vielleicht. Ich könnte sie wieder angezogen haben. Ich erinnere mich nicht. Ich habe viele Schuhe. Ich vermute, wir müssen das einfach abwarten.«

Daniel warf Sebastian einen flüchtigen Blick zu und versuchte, sich zu erinnern, wie er mit elf gewesen war. Er erinnerte sich, dass er Hemmungen hatte, Erwachsenen in die Augen zu sehen. Er erinnerte sich an Schmerzen von Brennnesseln und an das Gefühl, schlecht angezogen zu sein. Er erinnerte sich an Wutausbrüche. Aber Sebastian war selbstsicher und redegewandt. Ein Funke in den Augen des Jungen ließ ahnen, dass er Spaß daran hatte, vernommen zu werden, trotz der Schroffheit des Kriminalbeamten.

»Ja, das werden wir. Wir werden bald herausfinden, was das für Flecken auf deinen Schuhen sind, und falls es Blut ist, wessen Blut genau es ist.«

»Haben Sie Ben etwas von seinem Blut abgenommen?«

Der Name des toten Jungen klang so schlicht, so weihevoll in dem fensterlosen Raum, wie eine vergängliche Seifenblase, die ölig und bunt vor allen in der Luft schwebte. Daniel hielt den Atem an, aber die Seifenblase platzte trotzdem.

»Wir werden sehr bald wissen, ob etwas von seinem Blut an deinen Schuhen klebt«, flüsterte Turner.

»Wenn man tot ist«, fragte Sebastian mit klarer, spöttisch klingender Stimme, »fließt dann bei einem das Blut immer weiter? Ist es noch immer flüssig? Ich dachte, es wird vielleicht fest oder so.«

Daniel fühlte, wie sich die Haare an seinen Armen aufstellten. Er sah, dass sich die Augen der Polizeibeamten angesichts der makabren Wendung des Gesprächs verengten. Daniel spürte, was sie dachten, aber er glaubte trotzdem an den Jungen. Er erinnerte sich, wie er als Kind von Erwachsenen beurteilt worden war und wie ungerecht diese Urteile gewesen waren. Sebastian war zweifellos klug, und irgendwie verstand Daniel die kuriose Verfassung des Jungen.

Es war weit nach zehn, als die Vernehmung zu Ende ging. Daniel fühlte sich erschöpft, als er zusah, wie Sebastian in seiner Zelle zu Bett gebracht wurde. Charlotte beugte sich über den Jungen und streichelte ihm das Haar.

»Ich möchte nicht hier schlafen«, sagte Sebastian und wandte sich zu Daniel um. »Können Sie nicht erreichen, dass sie mich nach Hause gehen lassen?«

»Es ist schon okay, Seb«, versuchte Daniel, ihn zu beruhigen. »Du bist wirklich sehr tapfer. Sie müssen halt gleich morgen früh wieder mit den Fragen beginnen. Hier zu schlafen, ist genauso angenehm. Zumindest bist du sicher aufgehoben.«

Sebastian blickte auf und lächelte. »Gehen Sie jetzt zur Leichenschau?«, fragte er.

Daniel schüttelte rasch den Kopf. Er hoffte, der Polizeibeamte in der Nähe der Zellen hatte nicht mitgehört. Er rief sich in Erinnerung, dass Kinder die Welt anders als Erwachsene betrachten. Selbst die älteren Jugendlichen, die er verteidigt hatte, waren in ihren Reden impulsiv gewesen, und Daniel hatte ihnen raten müssen, nachzudenken, ehe sie redeten oder handelten. Er zog sein Jackett an und fröstelte unter dessen noch immer feuchter Hülle. Kurz und knapp verabschiedete er sich von Charlotte und Sebastian und sagte, dass er sie am Morgen wiedersähe.

Als Daniel aus der U-Bahn-Station Mile Ende kam, war es nach halb zwölf, und der Sommerhimmel war marineblau. Der Regen hatte aufgehört, aber die Luft war noch immer elektrisch geladen.

Er holte tief Atem und ging los, die Krawatte in der Brusttasche, die Hemdärmel hochgekremgelt und das Jackett über eine Schulter gehängt. Normalerweise würde er den Bus nach Hause nehmen, in den 339er steigen, wenn er ihn gerade erwischte, aber heute Abend lief er einfach geradeaus die Grove

Road entlang, vorbei an dem altmodischen Friseursalon und den Imbissbuden, der Baptistenkirche und den Kneipen, die er nie betrat, und den modernen Mietshäusern, die von der Straße etwas Abstand hielten. Als er vor sich den Victoria Park erblickte, war er fast zu Hause.

Der Tag erschien ihm bedrückend, und er hoffte, dass der Junge nicht angeklagt würde und dass die gerichtsmedizinischen Beweise ihn entlasteten. Das Rechtssystem war für Erwachsene schon streng genug, geschweige denn für Kinder. Er musste jetzt allein sein – brauchte Zeit zum Nachdenken – und fühlte Erleichterung darüber, dass seine letzte Freundin vor zwei Monaten aus seiner Wohnung ausgezogen war.

Er holte sich ein Bier aus dem Kühlschrank und trank ein paar Schlucke, während er seine Post öffnete. Im Stapel ganz unten lag ein Brief in einem blassblauen Kuvert, auf das die Adresse mit Tinte per Hand geschrieben war. Der Brief war vom Regen nass geworden, und Daniels Name und Adresse waren zum Teil verwischt, aber er erkannte die Handschrift.

Er nahm einen kräftigen Zug von dem Bier, ehe er seinen kleinen Finger unter die Lasche des Umschlags schob und ihn aufriß.

*Liebster Danny,
dieser Brief fällt mir schwer.*

Es ist mir nicht gut gegangen, und nun weiß ich, dass ich nicht viel länger zu leben habe. Ich bin nicht sicher, ob ich später noch die Kraft haben werde, deshalb will ich Dir jetzt schreiben. Ich habe die Schwester gebeten, ihn in die Post zu geben, wenn meine Zeit gekommen ist. Ich kann nicht sagen, dass ich dem letzten Wegstück mit Freude entgegensehe, aber ich fürchte mich auch nicht vor dem Sterben. Ich möchte nicht, dass Du Dir Sorgen machst.

Ich wünschte, ich könnte Dich noch ein einziges Mal sehen, mehr nicht. Ich wünschte, Du wärst bei mir. Ich fühle mich weit weg von zu Hause und weit weg von Dir.

So viele Verfehlungen, die ich bereue, und mein Gott, Liebling, Du bist eine von ihnen – wenn nicht meine größte. Ich wünschte, ich hätte mehr für Dich getan; ich wünsche, ich hätte härter gekämpft.

Ich habe es Dir oft genug im Laufe der Jahre gesagt, aber Du musst wissen, dass ich nie etwas anderes gewollt habe, als Dich zu beschützen. Ich wollte Dich frei und glücklich und stark, und weißt Du was? – Ich denke, Du bist es.

Obwohl ich weiß, dass es falsch war, was ich getan habe, denke ich jetzt an Dich, wie Du in London arbeitest, und das verschafft mir einen merkwürdigen Frieden. Ich vermisse Dich, aber das ist mein Egoismus. In meinem Herzen weiß ich, dass Du Großartiges leistest. Ich könnte vor Stolz platzen darüber, dass Du Rechtsanwalt geworden bist, aber ich bin keineswegs überrascht.

Ich habe Dir die Farm hinterlassen, so bescheiden sie ist. Du könntest Dir das alte Haus wahrscheinlich mit einem Wochenlohn kaufen, aber vielleicht war es Dir eine Zeit lang ein Zuhause. Wenigstens wünsche ich mir das.

Ich habe immer gewusst, dass Du Erfolg haben würdest. Ich hoffe nur, dass Du auch glücklich bist. Glück ist schwerer zu erreichen. Ich weiß, dass Du es wahrscheinlich noch immer nicht verstehst, aber Dein Glück war alles, was ich mir je gewünscht habe. Ich liebe Dich. Du bist mein Sohn, ob Dir das gefällt oder nicht. Versuche, mich nicht zu hassen für das, was ich getan habe. Sprich mich davon frei, und ich werde in Frieden ruhen.

*Alles Liebe,
Mum*

Er faltete den Brief zusammen und steckte ihn zurück in den Umschlag. Er trank sein Bier aus und stand einen Moment da, den Handrücken gegen seinen Mund gepresst. Seine Finger zitterten.

»Er büxt gerne aus«, sagte die Sozialarbeiterin zu Minnie.

Daniel stand in Minnies Küche neben seiner Reisetasche, die alles enthielt, was er besaß. In ihrer Küche roch es seltsam: nach Tieren, Obst und verbranntem Holz. Das Haus war eng und dunkel, und Daniel mochte nicht bleiben.

Minnie sah ihn an, die Hände in die Hüften gestemmt. Daniel merkte sofort, dass sie freundlich war. Ihre Wangen waren rot und ihre Augen in ständiger Bewegung. Sie trug einen Rock, der ihr bis zu den Knöcheln reichte, Männerstiefel und eine lange graue Strickjacke, die sie immer wieder enger um sich zog. Sie hatte mächtige Brüste und einen dicken Bauch, und auf ihrem Kopf türmten sich viele lockige graue Haare.

»Büxt bei jeder Gelegenheit aus, die sich ihm bietet«, sagte die Sozialarbeiterin mit müder Stimme zu Minnie, und dann lauter zu Daniel: »Jetzt gibt's aber nichts mehr, wohin du ausbüxen kannst, he, Kleiner? Deiner Mum geht's schlecht, stimmt's?«

Tricia streckte die Hand aus, um Daniels Schulter zu drücken. Er krümmte sich von ihr weg und setzte sich an den Küchentisch.

Minnies Schäferhund Blitz begann, ihm die Fingerknöchel zu lecken. Die Sozialarbeiterin flüsterte Minnie »Überdosis« ins Ohr, aber Daniel hörte es trotzdem. Minnie zwinkerte ihm zu,

um ihm zu verstehen zu geben, dass sie wusste, dass er es gehört hatte.

In seiner Hosentasche presste Daniel seine Finger gegen die Halskette seiner Mutter. Sie hatte sie ihm vor drei Jahren geschenkt, als sie eine Phase zwischen Liebhabern und Nüchternheit hatte. Es war das letzte Mal, dass ihm *erlaubt* worden war, sie zu sehen. Schließlich stoppte die Fürsorge alles bis auf überwachte Besuche, aber Daniel büxte immer wieder zu ihr aus. Ganz egal, wo sie auch war, er konnte seine Mutter immer finden. Sie brauchte ihn.

In seiner Hosentasche fühlte er den ersten Buchstaben ihres Vornamens, S, zwischen seinem Zeigefinger und dem Daumen.

Auf der Herfahrt hatte die Sozialarbeiterin Daniel im Auto gesagt, dass sie ihn nach Brampton bringe, weil in der Gegend von Newcastle ihn niemand aufnehmen wolle.

»Es ist ein bisschen weit weg, aber ich denke, Minnie wird dir gefallen«, hatte sie gesagt.

Daniel schaute weg. Tricia sah wie alle anderen Sozialarbeiterinnen aus, denen er anvertraut worden war: pissefarbene Haare und hässliche Kleider. Daniel hasste sie so wie alle anderen.

»Sie hat einen Bauernhof und sie lebt allein. *Keine Männer*. Sollte dir doch recht sein, wenn's dort keine Männer gibt, he, Kleiner? Da ist dein ganzes Theater unnötig. Du hast Glück, dass Minnie Ja gesagt hat. Inzwischen ist es richtig schwierig, dich unterzubringen. Niemand will Jungen mit allen deinen Flausen. Sieh zu, wie du zurechtkommst, und ich besuche dich Ende des Monats.«

»Ich möchte zu meiner Mum.«

»Ihr geht's nicht gut, Kleiner, deswegen kannst du nicht zu ihr. Es ist ganz in deinem Interesse. Sie braucht Zeit, damit es ihr besser geht, nicht? Du willst doch, dass es ihr besser geht, oder?«

Als sie weg war, zeigte ihm Minnie sein Zimmer. Sie hievte sich die Treppe hoch, und er beobachtete, wie ihre Hüften nach hinten und nach vorn wogten. Er musste an eine Basstrommel denken, die jemandem in einer Blaskapelle vor die Brust geschnallt ist, und die Filzschlägel bummern den Takt. Das Zimmer lag im Dach des Hauses: ein einzelnes Bett mit Blick auf den Hof hinter dem Haus, wo sie ihre Hühner und den Ziegenbock Hector hielt. Dieser Hof war die Flynn Farm.

Er fühlte sich wie immer, wenn ihm sein neues Zimmer gezeigt wurde. Ihm war kalt. Er fühlte sich fehl am Platz. Am liebsten wäre er gegangen, aber stattdessen stellte er seine Reisetasche auf das Bett. Die Tagesdecke war rosa, und die Tapete war mit winzigen Rosenknospen übersät.

»Entschuldige die Farben hier drin. Normalerweise schicken sie mir Mädchen.«

Sie sahen einander an. Minnie blickte Daniel mit weit aufgerissenen Augen an und lächelte. »Wenn alles gut geht, können wir's ja ändern, irgendwie. Du kannst dir die Farbe aussuchen, die du haben willst.«

Er sah auf seine Fingernägel.

»Deine Unterwäsche kannst du hier reinlegen, Schätzchen. Häng das Übrige dorthin«, sagte sie, während sie ihren massigen Körper in dem engen Raum umherbewegte. Eine Taube gurrte am Fenster, und Minnie klopfte gegen die Scheibe, um sie zu verscheuchen.

»Hasse Tauben«, sagte sie. »Nichts als Ungeziefer, wenn du mich fragst.«

Minnie fragte ihn, was er zum Tee wolle, und er zuckte mit den Schultern. Sie sagte, er könne zwischen Hackfleisch-Kartoffelbrei-Auflauf und Corned Beef wählen, und er entschied sich für den Auflauf. Sie forderte ihn auf, sich vor dem Abendessen Gesicht und Hände zu waschen.

Als sie ihn verließ, nahm er sein Schnappmesser aus der Hosentasche und legte es unter sein Kopfkissen. Auch ein Taschenmesser hatte er in seiner Jeans. Er räumte seine Anzihsachen weg, wie sie es verlangt hatte, seine Socken und das saubere T-Shirt jeweils auf eine Seite der ansonsten leeren Schublade. Sie sahen komisch aus so allein für sich, deshalb schob er sie dicht zusammen. Die Schublade war mit geblütem Papier ausgelegt, das merkwürdig roch, und er fürchtete, dass seine Sachen auch so riechen könnten.

In Minnies langem schmalen Badezimmer verriegelte Daniel die Tür und setzte sich auf den Rand der Badewanne. Die Wanne war knallgelb, und die Tapete war blau. Rund um die Wasserhähne sah er Schmutz und Schimmel, und auf dem Fußboden lagen überall Hundehaare. Er stand auf und begann, sich die Hände zu waschen, wobei er sich auf die Zehenspitzen stellte, damit er in den Spiegel sehen konnte.

Du bist ein fieser kleiner Dreckskerl.

Daniel fielen diese Worte wieder ein, während er sein Gesicht, seine kurzen dunklen Haare, seine dunklen Augen, sein eckiges Kinn betrachtete. Brian war es gewesen, sein letzter Pflegevater, der das zu ihm gesagt hatte. Daniel hatte ihm die Reifen zerschlitzt und seinen Wodka ins Aquarium gekippt. Die Fische waren gestorben.

Ein kleiner Porzellanschmetterling lag auf einem Bord im Badezimmer. Er sah alt und billig aus, in knalligen Farben bemalt, die gelb und blau wie ihr Badezimmer waren. Daniel steckte ihn in die Tasche, wischte sich die Hände an seiner Hose trocken und ging nach unten.

Der Küchenfußboden war verdreckt und mit Krümeln und schmutzigen Fußspuren bedeckt. Der Hund lag in seinem Korb und leckte sich die Eier. Der Küchentisch, der Kühlschrank und die Arbeitsflächen waren mit Krimskrams überhäuft. Daniel biss sich auf die Unterlippe und nahm dies alles in sich auf.

Blumentöpfe und Kugelschreiber, eine kleine Gärtnerforke. Ein Beutel Hundekuchen, riesige Packungen Alufolie, Kochbücher, Gläser, aus denen Spaghetti ragten, schmutzige, ölverschmierte Topfhandschuhe, Lappen und Desinfektionsmittelflaschen. Neben dem vollen Mülleimer steckten zwei leere Ginflaschen. Von draußen hörte er das Gackern ihrer Hühner.

»Du sagst nicht viel, was?«, begann sie und sah ihn über ihre Schulter hinweg an, während sie die Blätter von einem Salatkopf löste. »Komm her und hilf mir, den Salat zu machen.«

»Ich mag keinen Salat.«

»Ist schon recht. Dann machen wir einen kleinen nur für mich. Dies hier sind meine Tomaten und mein Blattsalat, verstehst du. Du weißt nicht, wie Salat schmeckt, bis du nicht selber welchen gezogen hast. Komm, hilf mir dabei.«

Daniel stand auf. Sein Kopf war auf gleicher Höhe mit ihren Schultern, und er kam sich groß neben ihr vor. Sie legte ein Hackbrett vor ihm hin und reichte ihm ein Messer, dann wusch sie drei Tomaten und legte sie auf das Brett neben die Schüssel mit den Salatblättern. Sie zeigte ihm, wie man die Tomaten in kleine Keile schneidet.

»Möchtest du nicht einen probieren?« Sie hielt ihm ein Tomatenstückchen an den Mund.

Er schüttelte den Kopf, und sie steckte sich das Tomatenstück selbst in den Mund.

Er schnitt die erste Tomate auf und beobachtete, wie sie Eiswürfel in ein hohes Glas füllte, Zitronensaft darüberpresste und den Rest einer Flasche Gin daraufgoss. Als sie das Tonic hinzufügte, knackte und zischte das Eis. Sie bückte sich, um die Ginflasche zu den anderen zu stecken, dann trat sie wieder neben ihn.

»Prima«, sagte sie, »die Scheiben sind perfekt.«

Er hatte überlegt, es zu tun, seitdem sie ihm das Messer gegeben hatte. Er wollte sie nicht verletzen, aber er wollte sie

erschrecken. Er wollte, dass sie die Wahrheit über ihn sofort erfuhr. Er drehte sich um und hielt ihr das Messer vors Gesicht, die Spitze nur wenige Zentimeter von ihrer Nase entfernt. Tomatenkerne klebten an seiner Schneide. Er wollte sehen, wie sich ihr Gesicht vor Angst verzog. Er wollte, dass sie schrie. Das hatte er zuvor schon bei anderen ausprobiert, und es hatte ihm ein Machtgefühl verschafft, wenn er sah, wie sie zusammenzuckten und vor Schreck zurückfuhren. Es war ihm egal, ob sie seine letzte Chance war. In ihrem stinkenden Haus mochte er nicht bleiben.

Der Hund setzte sich in seinem Korb auf und bellte. Das plötzliche Geräusch ließ Daniel zusammenzucken, aber Minnie bewegte sich nicht von ihm weg. Sie kniff ihre Lippen zusammen und stieß durch die Nase einen Seufzer aus. »Du hast erst eine Tomate geschnitten, Schatz«, sagte sie.

Ihr Blick hatte sich verändert; ihre Augen waren nicht mehr so freundlich wie in den Moment, als Daniel angekommen war.

»Hast du keine Angst?«, fragte er und packte das Messer fester, sodass es vor ihrem Gesicht ein wenig zitterte.

»Nein, mein Schatz, und wenn du so wie ich gelebt hättest, hättest du auch keine. Und jetzt schneide die letzte Tomate da.«

»Ich könnte dich erstechen.«

»Könntest du, tja ...«

Daniel stach das Messer ein-, zweimal in das Küchenbrett, dann drehte er sich von ihr weg und begann, die andere Tomate in Stücke zu schneiden. Sein Unterarm tat ihm ein bisschen weh. Er hatte ihn verdreht, als er das Messer in das Brett stieß. Minnie drehte ihm den Rücken zu und trank einen Schluck von ihrem Drink. Blitz kam zu ihr, und sie ließ eine Hand herunterhängen, sodass er an ihren Fingern lecken konnte.

Als sie das Abendbrot auf den Tisch stellte, hatte er einen Bärenhunger, aber er tat, als hätte er keinen. Er aß mit dem Ellbogen auf dem Tisch und stützte mit der Hand sein Gesicht.

Sie war zum Plaudern aufgelegt und redete über die Farm und das Gemüse, das sie anbaute.

»Wo bist du her?«, fragte er sie mit vollem Mund.

»Tja, Cork ursprünglich, aber hier bin ich nun schon länger, als ich dort gewesen bin. Ich war auch eine Zeit lang in London...«

»Wo liegt Cork?«

»Wo liegt Cork? Meine Güte, weißt du nicht, dass Cork in Irland liegt?«

Daniel senkte den Blick.

»Cork ist die wahre Hauptstadt von Irland. Es ist ungefähr halb so groß wie Newcastle, immerhin«, sagte sie und sah ihn nicht an, während sie sich über ihren Salat hermachte. Sie zögerte einen Moment, dann sagte sie: »Tut mir leid, was ich über deine Mum höre. Klingt, als ginge es ihr gerade nicht sehr gut.«

Daniel hörte einen Moment auf zu essen. Er ballte die Hand um seine Gabel zur Faust und bohrte sie sachte in den Tisch. Er sah, dass sie ein goldenes Kreuz um den Hals trug. Er bestaunte einen Augenblick den winzigen Schmerzensmann, der darin eingraviert war.

»Und warum bist du hierhergekommen?«, fragte er, wobei er mit der Gabel auf sie zeigte. »Warum aus einer Großstadt hierherziehen? An den Arsch der Welt.«

»Mein Mann wollte hier leben. Wir haben uns unten in London kennengelernt. Ich habe dort als Psychiatriekrankenschwester gearbeitet, nachdem ich aus Irland weggegangen war. Er war Elektriker, unter anderem. Er ist hier in Brampton aufgewachsen. Für mich war der Ort damals so gut wie jeder andere. Er wollte hier leben, und das war herrlich für mich.« Sie trank den letzten Schluck ihres Drinks, und das Eis klapperte.

Sie hatte jetzt denselben Blick in ihren Augen wie in dem Moment, als er sie mit dem Messer bedroht hatte.

»Was ist eine Psychiatriekrankenschwester?«

»Na ja, das ist eine Krankenschwester, die sich um Leute mit Geisteskrankheiten kümmert.«

Ihre Blicke trafen sich einen Moment lang, dann guckte er weg.

»Dann bist du also geschieden?«

»Nein, mein Mann ist gestorben«, sagte sie, stand auf und wusch ihren Teller ab. Daniel betrachtete ihren Rücken, während er seinen Tee austrank. Er kratzte ein bisschen auf dem Teller.

»Es ist noch mehr da, wenn du möchtest«, sagte sie, noch immer mit dem Rücken zu ihm. Er hätte noch mehr gewollt, sagte aber, er sei satt. Er trug den Teller zu ihr, und sie bedankte sich. Dabei bemerkte er, dass ihr Blick sich verändert hatte und wieder freundlich war.

Als sie mit dem Abwasch fertig war, kam sie mit ein paar Handtüchern in sein Zimmer herauf und fragte, ob er noch etwas brauche, zum Beispiel Zahnpasta oder eine Zahnbürste.

Er saß auf dem Bett und betrachtete die roten Wirbel im Teppichmuster.

»Ich leg dir eine ins Badezimmer. Ich habe ein paar neue. Brauchst du sonst noch was?«

Er schüttelte den Kopf.

»Du hast nicht viele Sachen, was? Vielleicht müssen wir dir was zum Anziehen für die Schule kaufen.« Sie machte den Kleiderschrank auf und prüfte den Saum der einen langen Hose, die er dort hineingehängt hatte.

Daniel ließ sich auf das Bett plumpsen, steckte die Hände in die Hosentaschen und zog den kleinen Porzellanschmetterling hervor. Er machte es sich bequem und untersuchte ihn. Sie redete mit ihm, bückte sich, um Sachen vom Boden aufzuhe-

ben, und schloss die Fenster. Beim Bücken grunzte und seufzte sie leise.

»Was hast du da?«, sagte sie plötzlich.

Daniel steckte den Schmetterling wieder in die Hosentasche, aber sie hatte ihn schon gesehen. Er lächelte. Ihm gefiel der Ausdruck auf ihrem Gesicht. Es zitterte vor Besorgnis. Mit fest zusammengepressten Lippen stand sie am Fußende seines Betts und sah ihn mit gerunzelter Stirn an.

»Das gehört dir nicht.«

Er blickte zu ihr hoch. Seltsam, dass sie vor dem Messer nicht zurückgezuckt war, aber wegen eines doofen Porzellanschmetterlings durchdrehte. Sie sprach so leise, dass er sich auf dem Bett etwas aufsetzen musste, um sie zu verstehen. Er musste versuchen, nicht zu atmen.

»Daniel, ich weiß, wir kennen uns nicht allzu gut. Ich weiß, du hattest eine schwierige Zeit, und ich werde tun, was ich kann, um dir das Leben leichter zu machen. Ich erwarte gewisse Schwierigkeiten. Ansonsten wäre ich nicht in diesem Geschäft. Aber es gibt einige Dinge, die du respektieren musst. Nur so wird das hier funktionieren. Dieses Schmuckstück kannst du nicht haben. Es hat große Bedeutung für mich. Ich möchte, dass du es auf das Bord zurücklegst, wenn du dir die Zähne putzt.«

»Mach ich nicht«, sagte er. »Ich will's behalten. Es gefällt mir.«

»Gut, das kann ich verstehen. Wenn du vorsichtig bist, kannst du ein paar Tage darauf aufpassen, aber dann würde ich dich bitten, es wieder auf das Bord im Badezimmer zurückzulegen, wo wir beide uns daran erfreuen können. Überleg mal, es sind nur zwei Tage, eine besondere Gunst für dich, weil das hier dein neues Zuhause ist und ich möchte, dass du hier heimisch wirst. Aber in zwei Tagen werde ich es zurückfordern, wenn du es noch nicht zurückgelegt hast.«

So war mit Daniel noch nie geredet worden. Er war sich nicht sicher, ob sie sauer war oder ihm nachgab. Von der Anstrengung, sich aufzurichten, taten ihm die Ellbogen ein bisschen weh.

Sie zog ihre Strickjacke enger um sich und ging aus dem Zimmer. Der Geruch von Zitronensaft schwebte hinter ihr her.

3

Am Morgen stand Daniel um halb sechs auf und lief eine Zehn-Meilen-Runde um den Victoria Park und South Hackney. Gewöhnlich joggte er unter der Woche nicht, aber heute brauchte er es. Normalerweise benötigte er dafür eine Stunde zwölf, aber wenn er sich anstrengte, schaffte er es inzwischen in einer Stunde fünf. Er bemühte sich, jedes Jahr mindestens eine Minute schneller zu werden. In dieser Leistung lag eine gewisse Todesverachtung.

Laufen war für Daniel natürlicher als die meisten anderen Dinge; Flucht erschien oft als der logischste Weg.

Er hatte nicht geschlafen, aber er bemühte sich, die Zeit einzuhalten. Beim Laufen konzentrierte er sich auf verschiedene Muskeln. Er spannte seinen Oberkörper an und spürte, wie er sich von einer Seite zur anderen drehte. Als er bergauf lief, konzentrierte er sich auf seine Schenkel und den Druck in ihnen, während er das Tempo hielt. Er lebte nun schon fast acht Jahre in dieser Gegend im East End und kannte jeden Zentimeter des Parks, den er von seinem Schlafzimmerfenster aus sehen konnte. Er kannte alle Baumwurzeln, die den Weg holperig machten wie knochige Finger. Er kannte die Stellen, die im Sommer kühl waren, und die Strecken, die im Winter eisig sein konnten. Er kannte die Gegenden, die bei Regen überschwemmt waren.

Hin und wieder kamen ihm Gedanken. Wenn er sie verscheuchte, bemerkte er, dass sie ihn hatten langsamer werden lassen.

Als er jetzt in Richtung Wohnung lief, musste er wieder an den Brief denken. Er konnte nicht glauben, dass sie wirklich tot war.

Tot. Er stieß mit dem Fuß gegen einen Stein und machte einen Satz vorwärts. Außerstande, sich zu fangen, stürzte er der Länge nach hin, wobei er sich das Knie aufschürfte und Unterarm und Handballen schrammte, die zu bluten begannen.

»Scheiße«, sagte er laut und rasselte sich hoch.

Ein alter Mann mit einem übergewichtigen Labrador tippte, um Daniel zu grüßen, mit dem Finger gegen seinen Hut. »Alles in Ordnung, mein Sohn? Ganz schön hingeknallt. Das Licht ist immer komisch um diese Tageszeit.«

Er atmete zu heftig, um zu antworten, aber er versuchte, dem Mann zuzulächeln, und hob eine Hand, um ihm zu zeigen, dass alles in Ordnung war. Er wollte den Lauf fortsetzen, aber Blut lief ihm von seiner Hand am Arm entlang. Notgedrungen joggte er über die Old Ford Road und die cremefarbene Stein-treppe vor seiner Wohnung nach oben.

Daniel duschte und verband seine Hand, dann zog er sich ein rosa Oberhemd mit weißem Kragen und weißen Manschetten über. Die Wunde an seiner Hand pochte, als er seine Manschettenknöpfe befestigte. Er holte tief Luft. Seitdem er den Jungen getroffen und den Brief erhalten hatte, waren die Stunden nur so verflogen. Er schaute in den Spiegel und zog die Schultern zurück, um einen klaren Kopf zu bekommen. Er wollte heute nicht über den Brief nachdenken. Er fühlte sich so, wie er sich als Kind gefühlt hatte: verwirrt, geistesabwesend, nicht sicher, wie das alles angefangen hatte oder warum es in die Brüche gegangen war.

Daniel hatte mit Charlotte verabredet, dass sie sich im Haus der Crolls treffen und dann zusammen zum Polizeirevier gehen würden. Es erschien ihm merkwürdig, dass sie nicht aufgewacht war, als die Polizei ihren kleinen Sohn mitgenommen hatte, und er wollte die Gelegenheit ergreifen, mit ihr darüber zu sprechen.

Der Richmond Crescent strahlte in der Augustsonne: schmutzige Schiebefenster leuchteten über schneeweißen Simsens. Daniel stieg die Treppe zu der Haustür hinauf und lockerte seine Krawatte. Die Klingel war in Porzellan gefasst, das mit Blumen bemalt war. Daniel klingelte einmal und räusperte sich, während er über die Schulter den antiken Bentley betrachtete, der an der Bordsteinkante parkte. Er wollte gerade noch einmal auf die Klingel drücken, als die Tür von einer älteren Frau in einem Overall geöffnet wurde, die einen Staubwedel in der Hand hatte.

»Bitte kommen herein«, sagte sie mit einem Akzent, der polnisch sein konnte. Sie neigte den Kopf und bewegte sich auf das Wohnzimmer zu, wobei sie mit dem Staubwedel auf die Treppe deutete. »Mrs. Croll in Küche.«

Allein in der Diele nahm Daniel die frischen Schwertlilien, die chinesischen Vasen und Seidenstoffe, die dunklen antiken Möbel in sich auf. Er steckte eine Hand in die Hosentasche, unsicher, wo die Küche sei. Er folgte dem Geruch nach Toast eine Treppe hinunter, die mit dickem, hellbeigem Teppich ausgelegt war, und fürchtete, seine Schuhe könnten Spuren darauf hinterlassen.

Charlotte hatte eine Sonnenbrille auf. Sie hockte über einem Kaffee und der Zeitung. Die Sonne schien in die Souterrainküche und spiegelte sich in deren weißen Oberflächen.

»Daniel«, rief Charlotte, während sie sich umdrehte. »Nehmen Sie sich einen Kaffee. Ich bin gleich fertig. Entschuldigen Sie, aber ich habe Kopfweh, und es ist so verdammt hell hier drin, selbst zu dieser gottserbärmlichen Stunde!«

Daniel, der mitten in der Küche stehen geblieben war, nickte.
»Es wird heute ein heißer Tag.«

»Setzen Sie sich, trinken Sie einen Kaffee.«

»Danke. Ich habe gerade welchen getrunken.«

»Mein Mann hat in aller Herrgottsfrühe angerufen. Da war es zwei Uhr nachmittags in Hongkong.« Sie legte zwei Finger gegen ihre Schläfen, während sie in kleinen Schlucken ihren Orangensaft trank. »Er hat mich gefragt, ob man Sebastian wirklich festgenommen hat oder nicht. Er ist furchtbar wütend auf mich geworden. Ich sagte ihm, ich glaubte nicht. Ist das richtig? Ich meine ... bloß weil Sebastian Ben gekannt hat ... aber dann scheint es ihnen wirklich furchtbar ernst zu sein ...«

»Er ist festgenommen worden, aber man hat ihn nicht angeklagt. Er ist formell belehrt worden und wird wegen Mordes vernommen, und das könnte noch ein paar Tage dauern. Sie sollten lieber darauf vorbereitet sein. Zum jetzigen Zeitpunkt denke ich, tun Sie recht, wenn Sie ihm helfen. Wir sehen mal, wie's heute läuft.«

Charlottes Miene erstarrte für einen Moment. In dem hellen Sonnenlicht bemerkte Daniel das dicke Make-up, das die Falten um ihren Mund verdecken sollte.

»Wir müssen ihm einfach helfen, auf die richtige Weise mit der Sache fertig zu werden. Wir möchten nicht, dass er sich selbst belastet, aber wir möchten sicherstellen, dass er die Fragen so vollständig beantwortet, wie ihm das möglich ist. Wenn er irgendetwas nicht sagt, was später von Bedeutung ist, kann ihm das vor Gericht zu seinen Ungunsten ausgelegt werden«, sagte Daniel.

»Gott, wie absolut lächerlich ... das arme Kind dermaßen durch die Mangel zu drehen. Der Fall wird doch nicht vor Gericht gebracht werden, oder?«

»Nur, wenn die Polizei genügend Beweise hat, um ihn anzuklagen. Im Moment wird er verdächtigt, mehr nicht. Sie haben

keine Beweise, eigentlich, aber das gerichtsmedizinische Gutachten ist entscheidend. Vielleicht bekommen wir den Bericht noch heute, und der wird ihn hoffentlich entlasten.« Daniel räusperte sich. Er wünschte, er könnte seinen eigenen tröstenden Worten glauben. »Sebastian ist noch nie in solchen Schwierigkeiten gewesen?«, fragte er.

»Nein, natürlich nicht. Das ist alles einfach ein schrecklicher Irrtum.«

»Und in der Schule kommt er gut zurecht – keine Schwierigkeiten mit den anderen Kindern oder mit ... Schulproblemen?«

»Na ja, ich meine, er *liebt* die Schule nicht gerade. Mein Mann sagt, das liegt daran, dass er zu intelligent ist. Er wird nicht genug gefordert, verstehen Sie?«

»Dann hat er also doch Probleme?«, sagte Daniel und zog eine Augenbraue hoch, da er die Anspannung an ihrem Hals bemerkte, als sie ihren Sohn verteidigte.

»Er wird entmutigt. Er ist wirklich recht intelligent. Er schlägt seinem Vater nach, jedenfalls sagt mir das Ken immer wieder. In der Schule wissen sie einfach nicht, wie sie mit ihm umgehen sollen, wie sie ... sein Potenzial freisetzen sollen. Verstehen Sie ...?« Charlotte schwieg und nahm ihre Sonnenbrille ab. Daniel sah, dass ihre Augen plötzlich erwartungsvoll leuchteten. »Soll ich Ihnen ein paar von seinen Arbeiten zeigen? Er ist wirklich ein ganz außergewöhnliches Kind. Ich weiß immer noch nicht, wie ich ihn zustande gebracht habe.«

Charlotte wischte sich die Hände an ihrer Hose ab und lief die Treppe hinauf. Daniel folgte ihr. Er hatte Mühe, mit ihr Schritt zu halten, als es erst ins Erdgeschoss und dann noch mal ein Stockwerk höher ging.

Auf der ersten Etage drückte Charlotte auf die Messingklinke und öffnete die Tür zu Sebastians Zimmer. Daniel spürte eine Hemmung, einfach so einzutreten, aber Charlotte winkte ihn herein.



Lisa Ballantyne

Der Schuldige

Roman

Taschenbuch, Broschur, 480 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

1 s/w Abbildung

ISBN: 978-3-442-71300-4

btb

Erscheinungstermin: November 2015

Ein Kind unter Mordverdacht. Ein erfolgreicher Anwalt vor dem schwersten Fall seines Lebens.

Daniel Hunter hat sich in London als Anwalt einen Namen gemacht. Als er die Verteidigung des elfjährigen Sebastian übernimmt, sieht es nicht gut aus für den Jungen. Er ist des brutalen Mordes an einem jüngeren Spielkameraden angeklagt, doch Sebastian beteuert seine Unschuld. Und Daniel glaubt ihm. Denn das Gefühl, am Abgrund zu stehen, kennt Daniel aus seiner eigenen Kindheit: Nur dank seiner Pflegemutter Minnie ist er nicht auf die schiefe Bahn geraten. Als er von Minnies Tod erfährt, holt ihn die Vergangenheit wieder ein. Je mehr Daniel vor Gericht für Sebastian kämpft, desto mehr verschwimmen die Grenzen zwischen damals und heute, zwischen Schuld und Unschuld.

 [Der Titel im Katalog](#)